

Tagung «Gesundheit x Qualität = Sek II», 28. März 2012, Olten

Gesundheitsförderung und Schule – Ein gebrochenes Verhältnis

Jürgmeier



Wenn ein Schüler Ihnen gesteht, er sei gestern nicht gekommen, weil er mit seiner Liebsten oder seinem Liebsten, so genau erzählt er Ihnen das nicht, weil er mit ihr oder ihm den blauen Himmel und anderes genossen, er habe sich entschieden, das täte ihm besser, körperlich und seelisch; jetzt fühle er sich topfit, das Verpasste werde er locker nacharbeiten und sei dann bestens für die nächsten Prüfungen vorbereitet – akzeptieren Sie das? Wie oft? Oder verpassen Sie ihm eine unentschuldigte Absenz?

Eine Kollegin teilt Ihnen per SMS mit, sie sei, bei diesem Wetter, im Zug sitzen geblieben und mit den putzmunteren Rentnerinnen beziehungsweise Rentnern in den Bergfrühling gefahren, sie freue sich jetzt schon auf die frischen Himbeeren mit Rahm und die Bündner Nusstorte im Roseggtal. Ihnen und den anderen wünsche sie eine kreative Sitzung – ärgern Sie sich oder denken Sie gelassen «Das tut der Christina gut, die hat in letzter Zeit viel zu viel gearbeitet»?

Wenn ein Mitarbeiter Sie bittet, das Beurteilungsverfahren auf nächstes Jahr zu verschieben, er sei im Moment gesundheitlich «angeschlagen» und habe Angst, die zusätzliche Belastung sei zu viel für ihn – sagen Sie dann a) «Toll, dass Sie, als Mann, so gut auf Ihr Wohlbefinden achten», b) «Hänkedsi nöd de Weich use, wenn Sie das nicht schaffen, sind Sie bei uns am falschen Ort?», oder schieben Sie ihm c) wortlos ein Fläschchen homöopathischer Notfalltropfen über den Tisch?

Wenn Sie Schimmel lesen, denken Sie, womöglich, an Pilze, bei SVP an Christoph Blocher, bei Madonna an Sex, bei Messi an Fussball und bei der SP ans Ende des Kapitalismus – aber wenn Sie Gesundheit hören, das heisst, gemäss der Weltgesundheitsorganisation WHO, vollständiges körperliches, geistiges und soziales Wohlbefinden, denken Sie dann tatsächlich als erstes an Schule?



«Schule gefährdet die Gesundheit», heisst es auf Tassen, Schildern, T-Shirts, Mützen und Socken, die im Internet zum Verkauf angeboten werden, in Anlehnung an die bekannten Warnungen für Raucherwaren, und natürlich – just for fun. Aber der Spass weist nicht selten auf ein reales Spannungsfeld zurück.

Auf der einen Seite wird die «Kuschelschule» beklagt und, «aus Liebe zur Schweiz», zum Beispiel, «mehr Leistung in der Schule» verlangt. Auf der anderen Seite steigt die Zahl der Kinder beziehungsweise Jugendlichen, denen Ritalin sowie andere chemische, homöopathische und therapeutische Mittelchen verschrieben werden, damit sie im Bewertungskontext Schule überleben. Und immer häufiger wird Burnout öffentlich als Berufsrisiko für Lehrpersonen beklagt.



Die «Kuschelschule» ist politische Propaganda, nicht Realität, sonst müsste der frisch verliebte Schüler keine unentschuldigten Absenzen riskieren, sondern könnte freudig erregt das Schulhaus stürmen. Schulischer Alltag und Gesundheit stehen, so ist zu befürchten, in einem einigermassen ambivalenten Verhältnis zueinander. Das nicht nur, weil der Stundenplan den pubertären Schlafrhythmus mit Füßen tritt; weil Kinder sowie Jugendliche während eines grossen Teils ihrer Lebenszeit und bei jedem Postkartenwetter in ergonomisch ausgeklügelten Stuhlreihen festgehalten werden und weil die Stofffülle den «bewegten Unterricht» selbst bei den visionärsten Lehrpersonen immer wieder aus dem Tagesplan kippt.

Solange Lernende (aber auch Lehrende) geprüft und bewertet werden, ist die Schule für viele (auch) ein Ort der Angst, der Demütigung und der Niederlage. Und das trägt kaum zu einem ganzheitlichen Wohlbefinden bei, hat physische, psychische und soziale Folgen. Der Versuch, die Erinnerung an bevorstehende und erlittene Prüfungen beziehungsweise Bewertungen auszulöschen, die Sehnsucht nach dem grossen Vergessen ist nicht selten mit Ursache für vielfältigste Suchtprobleme und Gewalt, gegen sich selbst und gegen andere.

«Das einzigste, was ich intensiv in der Schule beigebracht bekommen habe, war, dass ich ein Verlierer bin»,

sagt ein so genannter School-Shooter in der Dokumentation «Amokläufer im Visier», die der TV-Sender «arte» im März 2008 ausstrahlte. Gerade bei männlichen Jugendlichen ist Gewalt der hilflose Versuch, in Situationen der Ohnmacht die Kontrolle zurückzugewinnen.



«Jetzt soll Schule, nebst allem anderen, auch noch gesund sein!», mag die eine oder der andere von Ihnen angesichts der eh schon äusserst multiplen Anforderungen an das pädagogische Personal aufstöhnen. Und Sie haben recht - «Fit für die Arbeitswelt», das ist vermutlich nicht die Gesundheit, die das Netzwerk Gesundheitsfördernder Schulen meint und gleich eine ganze Palette gesundheitsfördernder Vorgaben liefert:

«Partizipation, Befähigung zum selbstbestimmten Handeln, Ressourcenorientiertheit, Langfristigkeit, Pädagogik der Vielfalt, das heisst Chancengleichheit bezüglich Geschlecht, sozialer, ethnischer und religiöser Herkunft.»

Schule und Gesundheit – ein Paradox? Ist die Schule das Problem, das sie als gesundheitsfördernde Schule zu lösen vorgibt? Bedroht oder unterstützt Gesundheitsförderung die Qualität der Schule? Wie radikal würde ganzheitliche Gesundheitsförderung das System Schule ändern?

Gesundheitsförderung und Schule


Tagung «Gesundheit x Qualität = Sek II»

**Gesundheitsmanagement:
Chance und Herausforderung für die Sek II**

Thema
Die beiden Faktoren «Gesundheit» und «Qualität» stehen in der Teilgleichung bewusst auf derselben Stufe. Zusammen prägen sie den Erfolg der Schule. Die Diskussion um ein stärkeres Akzentuieren und eine bessere Verankerung von gesundheitsfördernden Elementen wurde bisher eher auf anderen Schulstufen geführt. Auf der Sekundarstufe II richtet sich der Fokus zunehmend auf herausgearbeitete Merkmale der Schule (beispielsweise auf die Erwartungen und Ansprüche von Wirtschaft und Hochschulen). Dabei geht schnell vergessen, dass bei Vernachlässigung des Gesundheitsfaktors nicht nur die Menschen in der Schule krank werden, sondern auch die Qualität der ganzen Schule leidet. Deshalb steht im Zentrum dieser Tagung eigentlich eine Selbstverständlichkeit, die aber auf der Sekundarstufe II längst noch nicht umgesetzt ist: dass Qualitätssteigerung nur gemeinsam mit Gesundheitsförderung erreicht werden kann.
Dieses Thema wird zum ersten Mal kantonsübergreifend und spezifisch für die Sekundarstufe II aufgegriffen. Die WBZ CPS freut sich, diese Tagung in Zusammenarbeit mit engagierten Fachpersonen zu gestalten.

Kantonschule Olten, Hardfeldstrasse 53, 4600 Olten
Mittwoch 28. März 2012, 9.00 – 17.00 Uhr
Anmeldeschluss: 29. Februar 2012
Anmeldung und weitere Informationen: www.wbzpalette.ch >
Sekundarstufe II > WBZ CPS > 29 Kongresse, Tagungen, Foren

www.wbz-cps.ch



Die Veranstalterinnen und Veranstalter haben das Problem mit einer einfachen mathematischen Gleichung zu lösen versucht: «Gesundheit mal Qualität gleich Sek II». Leider halten sich Welten und Leben selten an einfache Gleichungen, verliert selbst ein Roger Federer Spiele, in denen er mehr Punkte als der Mann auf der anderen Seite des Netzes gewinnt; Realitäten sind meist nur mit Gleichungen höheren Grades erklärbar, und auch das nur ansatzweise. Immerhin – einen kleinsten gemeinsamen Nenner setzt die Formel dieser Tagung: Das eine geht nicht ohne das andere. 0 mal Qualität beziehungsweise 0 mal Gesundheit ergäbe jeweils eine blanke Null. Nur, welche Gesundheit meint diese Formel? Welche Qualität?

Gesundheitsförderung und Schule



**Heinrich Böll:
Die Anekdote zur Senkung
der Arbeitsmoral (1963)
Kiepenheuer & Witsch**

Lassen Sie mich Ihnen an dieser Stelle, durchaus auch zur Entspannung, die «Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral» des ehemaligen Nobelpreisträgers Heinrich Böll vorlesen. Auch wenn einige von Ihnen Sie womöglich kennen, habe ich mich entschieden, das in der Geschwindigkeit der Literatur, also weitgehend ungekürzt, nicht im «20-Minuten»-Tempo zu tun – weil Sie den Text bisher, vermutlich, nicht in Zusammenhang mit Gesundheitsförderung gesehen haben.

«In einem Hafen an einer westlichen Küste Europas liegt ein ärmlich gekleideter Mann in seinem Fischerboot und döst. Ein schick angezogener Tourist legt eben einen neuen Farbfilm in seinen Fotoapparat, um das idyllische Bild zu fotografieren: blauer Himmel, grüne See mit friedlichen schneeweissen Wellenkämmen, schwarzes Boot, rote Fischermütze. Klick, noch einmal: Klick, und da aller guten Dinge drei sind und sicher sicher ist, ein drittes Mal: Klick. Das spröde, fast feindselige Geräusch weckt den dösenden Fischer, der sich schläfrig aufrichtet, schläfrig nach seiner Zigarettenschachtel angelt: aber bevor er das Gesuchte gefunden, hat ihm der eifrige Tourist schon eine Schachtel vor die Nase gehalten, ihm die Zigarette nicht gerade in den Mund gesteckt, aber in die Hand gelegt, und ein viertes Klick, das des Feuerzeuges, schliesst die eilfertige Höflichkeit ab. Durch jenes kaum messbare, nie nachweisbare Zuviel an flinker Höflichkeit ist eine gereizte Verlegenheit entstanden, die der Tourist – der Landessprache mächtig – durch ein Gespräch zu überbrücken versucht.

«Sie werden heute einen guten Fang machen.» Kopfschütteln des Fischers.

«Aber man hat mir gesagt, dass das Wetter günstig ist.» Kopfnicken des Fischers.

«Sie werden also nicht ausfahren?» Kopfschütteln des Fischers, steigende Nervosität des Touristen. Gewiss liegt ihm das Wohl des ärmlich gekleideten Menschen am Herzen, nagt an ihm die Trauer über die verpasste Gelegenheit.

«Oh, Sie fühlen sich nicht wohl?» Endlich geht der Fischer von der Zeichensprache zum wahrhaft gesprochenen Wort über. «Ich fühle mich grossartig», sagt er. «Ich habe mich nie besser gefühlt.» Er steht auf, reckt sich, als wolle er demonstrieren, wie athletisch er gebaut ist. «Ich fühle mich phantastisch.»

Der Gesichtsausdruck des Touristen wird immer unglücklicher, er kann die Frage nicht mehr unterdrücken, die ihm sozusagen das Herz zu sprengen droht. «Aber warum fahren Sie denn nicht aus?» Die Antwort kommt prompt und knapp. «Weil ich heute morgen schon ausgefahren bin.» «War der Fang gut?» «Er war so gut, dass ich nicht noch einmal auszufahren brauche, ich habe vier Hummer in meinem Körper gehabt, fast zwei Dutzend Makrelen gefangen...»

Der Fischer, endlich erwacht, taut jetzt auf und klopft dem Touristen beruhigend auf die Schultern. Dessen besorgter Gesichtsausdruck erscheint ihm als ein Ausdruck zwar unangebrachter, doch rührender Kümmernis. «Ich habe sogar für morgen und übermorgen genug», sagt er, um des Fremden Seele zu erleichtern. «Rauchen Sie eine von meinen?» «Ja, danke.» Zigaretten werden in Mäuler gesteckt, ein fünftes Klick, der Fremde setzt sich kopfschüttelnd auf den Bootsrand, legt die Kamera aus der Hand, denn er braucht jetzt beide Hände, um seiner Rede Nachdruck zu verleihen.

«Ich will mich ja nicht in Ihre persönlichen Angelegenheiten mischen», sagt er, «aber stellen Sie sich mal vor, Sie führen heute ein zweites, ein drittes, vielleicht sogar ein viertes Mal aus und Sie würden drei, fünf, vielleicht gar zehn Dutzend Makrelen fangen... stellen Sie sich das mal vor.» Der Fischer nickt. «Sie würden sich in spätestens einem Jahr einen Motor kaufen können, in zwei Jahren ein zweites Boot, in drei oder vier Jahren könnten Sie vielleicht einen kleinen Kutter haben: mit zwei Booten oder dem Kutter würden Sie natürlich viel mehr fangen –

eines Tages würden Sie zwei Kutter haben, Sie würden...», die Begeisterung verschlägt ihm für ein paar Augenblicke die Stimme, «Sie würden ein kleines Kühlhaus bauen, vielleicht eine Räucherei, später eine Marinadenfabrik, mit einem eigenen Hubschrauber rundfliegen, die Fischschwärme ausmachen und Ihren Kuttern per Funk Anweisung geben. Sie könnten die Lachsrechte erwerben, ein Fischrestaurant eröffnen, den Hummer ohne Zwischenhändler direkt nach Paris exportieren – und dann...», wieder verschlägt die Begeisterung dem Fremden die Sprache. Kopfschüttelnd, im tiefsten Herzen betrübt, seiner Urlaubsfreude schon fast verlustig, blickt er auf die friedlich hereinrollende Flut, in der die ungefangenen Fische munter springen. «Und dann», sagt er, aber wieder verschlägt ihm die Erregung die Sprache.

Der Fischer klopf ihm auf den Rücken, wie einem Kind, das sich verschluckt hat. «Was dann?», fragt er leise. «Dann», sagt der Fremde mit stiller Begeisterung, «dann könnten Sie beruhigt hier im Hafen sitzen, in der Sonne dösen – und auf das herrliche Meer blicken.» «Aber das tu ich ja schon jetzt», sagt der Fischer, «ich sitze beruhigt am Hafen und döse, nur Ihr Klicken hat mich dabei gestört.» ...»



Dass Böll seine beiden Protagonisten gegen jede Gesundheitsförderung und ganz ungeniert Zigaretten rauchen lässt, hat, bestimmt, mit dem Erscheinungsdatum des Originaltextes, 1963, zu tun; der Konflikt zwischen den unterschiedlichen Lebensformen der beiden aber ist immer noch aktuell. Hier die entschleunigte Musse des armen Fischers, da das steigende Bruttosozialprodukt des schnellen Touristen. Was ist gesünder? Wer von den beiden wird voraussichtlich älter? Wer bezahlt seine Rente? Und was ist das Ziel von Gesundheitsförderung? Gesundheit im Leben oder nach Feierabend?

Ich fürchte, die gesundheitsfördernde Schule gerät in eine Art Double-bind-Falle. Beides – ganzheitliche Gesundheit und Steigerung des Bruttosozialprodukts – ist für den berühmten inflationsbereinigten Fünferfranken nicht zu haben. Ernsthafte Gesundheitsförderung muss auch Selbstverständlichkeiten hinterfragen – die endlose Steigerung von Produktivität, die galoppierende Beschleunigung und das Wachstum ohne Ende beispielsweise. Müsste fragen, ob die Produktion von allem gesund beziehungsweise nachhaltig ist – für die Arbeitenden, die Konsumierenden, für unsere Mit- und Nachwelt.

Der Einwand, Gesundheit und Steigerung des Bruttosozialprodukts sei nicht zwingend ein Gegensatz, ist berechtigt. Gesundheit ist Voraussetzung für Arbeitsfähigkeit und Leistungssteigerung. Der Satz leuchtet ein, auf den ersten Blick. Aber wer sich an Höchstleistungen von Kranken und Behinderten erinnert, wird ihn nicht mehr so leicht fallen lassen. Und was bedeutet der Umstand, dass Krankheiten und Unfälle das Bruttosozialprodukt, wegen der ausgelösten Dienstleistungen im Gesundheitswesen, steigen lassen? Je mehr Pillen, Säfte und Krücken verkauft werden, desto reicher sind wir. Steht die Schule vor der Alternative, Höchstleistungen oder Gesundheit zu fördern? Ist Spitzensport wirklich gesund? Löst qualitatives Wachstum das Umweltdilemma nachhaltig? Oder ist die Symbiose von Gesundheit und Leistung eine einseitige?



Vor zwei Wochen war ich an einer gesamtschweizerischen Tagung zu FiB – Fachkundige individuelle Begleitung in der zweijährigen Grundbildung. «FiB ist eine Führungsaufgabe.» Hiess es in Bern. Vor einer Woche besuchte ich eine Weiterbildungsveranstaltung zu Mobbing. «Mobbing ist eine Führungsaufgabe.» Lernte ich in Zürich. Und heute höre ich in Olten «Gesundheitsförderung ist eine Führungsaufgabe».

Erlauben Sie mir zuerst eine altersbedingte Klammer zu dieser gängig gewordenen Terminologie, gewissermassen als kleiner Beitrag zu meiner eigenen Psychohygiene. Es gibt Wörter, die durch ihre Geschichte beziehungsweise durch das damit verbundene Leiden von Menschen unbrauchbar geworden sind. «Ghetto», zum Beispiel. «Verheizen». Und, eben, auch «Führung». Es wäre, scheint mir, auch ein Beitrag zur Qualität von Schule, den Gedankenlosigkeit entgegenzutreten, die uns diese Wörter brauchen lassen, als hätte es nie ein Warschauer Ghetto gegeben, als wären nicht Millionen von Menschen ganz real in Öfen «verheizt» worden und als hätten «Führer» im Zwanzigsten Jahrhundert den Begriff «Führung» nicht ein für alle Mal diskreditiert. Ob die Erinnerung daran gesundheitsfördernd ist, weiss ich nicht, nachhaltig wäre sie allemal. Klammer geschlossen.

Und nun zu diesem Hang, alles zur «Chefsache» zu erklären. Finanzen, Sicherheit, Qualität, Gender, Diversity, Mobbing, Gesundheitsförderung. Ist das noch «gesund»? Für die Chefinnen und Chefs? Für die Mitarbeitenden? Für die Organisation insgesamt? Die verständliche Strategie, einer Sache Gewicht zu geben und sie deshalb zur «Chefsache» zu erklären, hat Folgen. Zum einen wird alles, was nicht «Chefsache» ist, zur Bedeutungslosigkeit entwertet. Zum anderen bedeutet es aber auch, die Sache ist zu wichtig, um sie den «Unteren» zu überlassen. Hinter der Hierarchisierung vieler Bereiche steckt in letzter Konsequenz ein Mangel an Vertrauen in demokratische Prozesse, die Angst, die Sache könnte, partizipativen Selbstbestimmungsprozessen überlassen, ausser Kontrolle geraten, was möglicherweise ganz einfach bedeutet, anders verlaufen, als die «Oberen» es sich gedacht haben. Dieses Misstrauen gegenüber den vielen Köchen und Köchinnen, die den Brei verderben sollen, prägt auch das Spannungsverhältnis zwischen Politik und Ökonomie, die, ausser in Krisenzeiten, mit den demokratischen Institutionen möglichst wenig zu tun haben will. Auch in der Schule sehnen sich viele nach den Zeiten, die noch längst nicht überwunden sind, nach den Lehrpersonen, die ihre Lernenden «im Griff haben». Die Lehrpersonen seien für die Erstellung der Motivationsbereitschaft von Schülerinnen und Schülern verantwortlich, habe ich vor einiger Zeit einen Bildungsrat in einer Club-Sendung des Schweizer Fernsehens sagen hören. Lernen ist Chefsache.

Zur «Chefsache» erklärt, geraten Gesundheitsförderung und Bildung in ein ähnliches Dilemma wie der real existierende Sozialismus, der die Menschen durch eine Diktatur ins Reich der Gerechtigkeit und Freiheit führen wollte. Die Schule macht aus dem Recht auf Bildung eine Zwangsveranstaltung, so wie die Demokratie, allzu selbstverständlich geworden, gefährdet ist, das Stimm- und Wahlrecht aller Bürger und seit nunmehr vierzig Jahren auch aller Bürgerinnen zur staatspolitischen Pflicht verkommen zu lassen. Ihren Kundinnen und Kunden, wie Lernende heute auch schon mal genannt werden, verordnet die Schule, was diese geniessen sollen. Als würde uns im Shopping-Center befohlen, zwei Kilo Bohnen und drei Biohemden zu kaufen. In einem Kontext, in dem sich diese Kundinnen und Kunden freuen, wenn die Dienstleistung, die für sie gedacht ist, vorzeitig beendet wird, werden Lehrpersonen zu Stalkerinnen und Stalkern, die sich den Lernenden mit ihrem Stoff aufdrängen.



Die Schule verordnet, was so wenig verordnet werden kann wie Gesundheit – das Lernen. Das einzige, was eingefordert werden könnte, ist die Geste des gesunden Verhaltens, die Gebärde des Lernens, das äusserliche So-tun-als-ob, der innere Lernprozess aber entzieht sich jedem Marschbefehl. Daran ändert auch die selbst in der Erwachsenenbildung mit Absenzenkontrollen durchgesetzte Präsenz der Lernenden nichts. Die Absenzenliste entspringt einer ähnlichen Denkfigur wie die Berliner Mauer – Menschen sollen zu ihrem Glück gezwungen und vor fremden Verlockungen geschützt werden. Die Berliner Mauer sollte Menschen daran hindern, aus dem «besten aller Staaten» auszureisen; die Absenzenliste soll die Lernenden an dem Ort festhalten, an dem sie nur das Beste für sie und ihre Zukunft wollen. Aber eine Schule, die Lernende mit Listen und Bussen an den Bildungstrog zu treiben versucht, verrät, dass sie nicht (mehr) an sich und ihre Qualität glaubt.



Unsere Schule verschwendet im täglichen kräfteraubenden Kampf um Ruhe, Aufmerksamkeit und Respekt Zeit, viel Lebenszeit – von Lernenden und Lehrenden. Lernen, Erkenntnis- und Kompetenzgewinne, aber auch Gesundheitsförderung können nur das Resultat eines erfolgreichen Verhandlungsprozesses sein, jenseits vom alten Autoritätsspiel zwischen «Du musst», «Du hast mir nichts vorzuschreiben» oder «Wenn's denn sein muss». Denn, so der US-amerikanische Begründer der gewaltfreien Kommunikation Marshall B. Rosenberg:

«Ich kann ein Angebot machen, ob die Schüler es annehmen oder nicht, liegt nicht in meiner Macht.»

Lernen und «gesundes» Verhalten setzen ein «Ich will» voraus; das heisst die von Bildung und Gesundheitsförderung betroffene Person muss vom Objekt fremder Bemühungen zum Subjekt eigener Entscheidungen werden, unterstützt und ermutigt durch andere.

Allerdings, das Aushandeln von Gesundheit und Lernen braucht Raum, ist auf Entschleunigung angewiesen, widersetzt sich der Effizienz der schnellen Zeit. Störungen haben Vorrang - auch das wäre ein Grundsatz für gesundheitsfördernde Schulen. Nicht immer ist die Effiziente schneller am Ziel als der Langsame. Sie alle kennen die Erfolgsgeschichten von pädagogischen Projekten, in denen Schülerinnen und Schüler erst Rechnen, Lesen und Singen lernen, wenn sie dazu bereit sind. Zum gegebenen Zeitpunkt eignen sie sich diese Kompetenzen in sehr viel weniger Lektionen an als ihre Kolleginnen und Kollegen im schwerstnormalen Schulalltag. Weshalb trauen wir diesen Erfahrungen nicht wirklich? Aus Angst, wir würden, als Lehrpersonen und Chefs, nicht mehr gebraucht?

Einige mögen einwenden – Lernende könnten ja gar nicht wissen, was sie lernen wollten, weil das, was sie lernen müssten, für sie eine terra inkognita sei. Aber stellen Kinder nicht schon seit Jahrhunderten Fragen, deren Antworten ganze Bibliotheken füllen? Was geht Bildungszielen anderes voraus als Fragen? Im Übrigen sage ich nicht zufällig – zwischen den Beteiligten aushandeln, nicht, durch die Lernenden allein bestimmen lassen.

Wenn Sie Angst haben, solche Gesundheitsförderung könnte Ihre Schule auf den Kopf stellen, kann ich Sie nicht beruhigen. Gesundheitsförderung, so hoffe ich, ehrlich gesagt, kann Ihre Schule gefährden. Sie ist eine Unruhestifterin, ein Wertesystem, das Fragen an andere Wertesysteme stellt. Wie viel Lernen, wie viel Arbeit, wie viel Leistung, wie viel, welche wirtschaftliche Produktion, welche Qualität ist (noch) gesund, nachhaltig? Unter welchen Arbeits- und Herrschaftsbedingungen.



Ganzheitliche Gesundheitsförderung kann sich nicht auf durchaus sinnvolle Aktionen wie Pausenäpfel verteilen, Durchführung von Thementagen zu Gewalt, Sexualität und Suchtprävention, Kampagnen zu mehr Bewegung im Alltag und rauchfreien Lehren beschränken, kann nicht nur auf individuelle Verhaltensänderungen und schon gar nicht nur auf Jugendliche abzielen. Sie muss auch nach den gesundheitsfördernden und –schädigenden Rahmenbedingungen von Schule, Lehrbetrieb und Gesellschaft insgesamt fragen. Es macht keinen Sinn, mit Gesundheitsförderung nur zu lindern, was insgesamt vorangetrieben wird. Eine Suchtprävention, die nicht nach systemischen Ursachen im schulischen, beruflichen und sozialen Kontext fragt, sondern sich auf das Individuum beziehungsweise sein engeres familiäres Umfeld beschränkt, greift zu kurz. Nachhaltige Gesundheitsförderung kann und muss zum Ärgernis werden, denn sie stellt Selbstverständlichkeiten, stellt die Schule als Bewertungs- und Machtkomplex in Frage und fördert den aufrechten Gang. Dafür gibt's kaum einen der beliebten QM-Prozesse, aber er wäre, vermutlich, ganz gesund, der aufrechte Gang, und würde, womöglich, auch die Qualität der Schule fördern.



Der verliebte und selbstbestimmte Schüler lässt Ihnen schon wieder ausrichten, er könne heute nicht kommen, habe Gesünderes zu tun; die Kollegin schickt Ihnen ein MMS mit Bild vom Piz Rosegg und entschuldigt sich, sie bleibe noch einen Tag, sie wünsche erfolgreiches Arbeiten; Ihre Lehrperson fragt, ob Sie nicht ganz auf diese Mitarbeitendenbeurteilung verzichten könnten, Sie hätten ihr doch ausgezeichnete Arbeit attestiert und das Vertrauen ausgesprochen, das sei ihr Motivation genug, es noch besser zu machen, weshalb der ganze Stress mit diesem Qualifikationsverfahren – was machen Sie jetzt? Natürlich wären Ihre Antworten kaum anders als vor fünfundzwanzig Minuten, bare Eitelkeit, etwas anderes zu erwarten, so schnell ändern sich Einstellungen, Haltungen und Verhalten nicht. Auch bei Lernenden und Mitarbeitenden nicht, deren Gesundheit und Bildung Sie ernsthaft fördern wollen.

Und was hätten Sie gesagt, wenn ich am Sonntag – statt mein Referat zu schreiben, die sportliche Betätigung auf eine knappe Stunde Joggen und zehn Minuten Schwimmen im Greifensee zu beschränken – meine neuen Skis aus dem Keller geholt, in die Berge gefahren und der Tagungsleitung mitgeteilt hätte, Sie seien heute Abend alle eine halbe Stunde früher zu Hause? Ihre Antwort könnte mein Selbstvertrauen und meine Gesundheit gefährden. Behalten Sie sie für sich. Besten Dank.